

Digitale Gespenster

In einem meiner alten Notizbücher finde ich einige Zitate von Max Frisch: „Man ist immer empört, wenn es nicht genügt, im Recht zu sein“ und ein zweites: „Wir können sogar protestieren, ohne enthauptet zu werden - nur nützt unser Protest eben nichts, im Gegenteil, unser Protest attestiert den Machthabern bekanntlich, dass sie tolerant sind“.

Ich sehe diese Zitate an, deren Autor mir immer so viel bedeutet hat, aber sie sehen plötzlich ganz fremd zurück.

Warum ist das so? Die Sätze von Max Frisch beziehen sich auf die Welt, in der ich aufgewachsen bin. Damals hat gegolten, dass „die da oben“ die Gegner sind, hemmende, konservative Gegner, die die alten Nazis schützten, die Homosexuellen, die Frauen, die Armen und die Ausländer aber nicht, Gegner also, die moralisch zu bekehren wären von einem ständig wachsenden aufgeklärten Teil der Gesellschaft. Frischs „tolerante Machthaber“, tolerant nur gegenüber ihren machtlosen Kritikern, waren im Grunde Zyniker, über die man sich empören musste, weil es nicht genügte, im Recht zu sein.

Macht und Ohnmacht, das schien damals ein Verhältnis wie das zwischen autoritärem Vater und aufbegehrendem Sohn. Es schien keine Möglichkeit zu geben, auf die Machthaber einzuwirken, und wenn es doch endlich gelang, dass sie abgewählt oder in Rente geschickt wurden, kamen andere autoritäre Säcke an die Macht, denn es standen nur solche zur Wahl.

Das alles hat sich längst und grundlegend gewandelt. Dicke alte weiße Männer allein bestimmen schon sehr lange nicht mehr die Geschicke unserer Länder. Die aufbegehrenden Söhne wurden erwachsen, dazu kamen endlich auch die Töchter, und sie verstanden, dass Macht nicht per se böse ist und es daher richtig sein kann, sie anzustreben. Es kamen die Grünen, es kamen die Frauen, die Homosexuellen konnten sich endlich bekennen, es gab plötzlich Rollstuhlfahrer und Menschen mit anderer Hautfarbe im Parlament. Politische Entscheidungen weitreichender Art konnten durch Bewegungen von unten umgekehrt oder verhindert werden, durch Bürgerinitiativen, Demonstrationen, Volksabstimmungen, dadurch, dass die sogenannten Machthaber sich sehr wohl darum scherten, was das Volk wollte. Deshalb hat Österreich ein bereits gebautes Atomkraftwerk niemals in Betrieb genommen, deshalb hat sich Deutschland nicht in den fatalen Irakkrieg hineinziehen lassen, der an vielem mitschuld ist, was uns heute so schwer in Bedrängnis bringt. Und das sind nur zwei willkürliche Beispiele aus einer Vielzahl von möglichen.

Unsere europäische Welt ist in den letzten Jahrzehnten freier, diverser, demokratischer geworden, die politischen Strukturen sind durchlässiger geworden - das alles nicht nur in einem atemberaubenden Ausmaß, sondern auch in atemberaubender Geschwindigkeit, wenn man bedenkt, dass erst 1918 die Kaiser abdankten.

1989, als der Eiserne Vorhang fiel, war ich neunzehn Jahre alt. In meiner Wiener Kindheit haben wir diesen Vorhang ganz konkret vor der Nase gehabt, die

Wachtürme, den Stacheldraht. Ein Großteil Österreichs lag geographisch wie ein Keil in den früheren Ostblock geschoben, das war ein anderes Gefühl als in Köln, Hamburg, Amsterdam, Paris oder London aufzuwachsen. Es war den Berliner Ängsten viel näher. Aber damals, 1989, als ich gerade erwachsen wurde und endlich aufhören konnte, mich vor dem Atomkrieg zu Tode zu fürchten, ist meiner Generation dieses großartige Gefühl geschenkt worden: Nichts ist unveränderlich. Dieser Satz, fällt mir erst seit kurzem auf, hatte immer nur die eine positive, die optimistische Bedeutung: Nichts Schlechtes ist unveränderlich, man kann alles ändern und verbessern, wenn man sich nur genügend anstrengt.

Dass auch das schon erreichte Gute verschwinden kann, habe ich nicht für möglich gehalten. Nennen Sie mich naiv, aber biographisch war es vielleicht nicht das Schlechteste, fast dreißig Jahre lang auf diese naive Weise zukunftsoptimistisch zu sein. Ohne diese dreißig Jahre stünde ich möglicherweise gar nicht hier. Ich würde dann, wie viele andere, glauben, dass alles sinnlos ist und ich mich bloß lächerlich mache.

Sehen wir uns die Sätze von Max Frisch noch einmal an: „Man ist immer empört, wenn es nicht genügt, im Recht zu sein“ - ist man inzwischen nicht geneigt, diesen Satz umzudrehen? Zum Beispiel in ein „Es genügt voll und ganz, im Recht zu sein - ihr könnt eure ganze Empörung auch stecken lassen“? Und der andere Satz: „Unser Protest nützt nichts, im Gegenteil, unser Protest attestiert den Machthabern bekanntlich, dass sie tolerant sind“ - hat er nicht jede Bodenhaftung verloren in einer Zeit der Erregungstürme und Twitterdekrete, in der sich die Mechanismen der institutionellen Politik auflösen unter dem Druck digitaler Gespenster?

Die Welt ist zu einem Ort geworden, an dem man sich danach sehnt, demokratische Politiker wie die, die die „Ehe für alle“ eingeführt und der verzweifelte Lage von Bürgerkriegsflüchtlingen mit Empathie begegnet sind, vor Hass und Lächerlichkeit, ja vor dem schieren Verjagtwerden beschützen zu können. Man möchte die Macht haben, demokratische Abläufe und Institutionen wie den Rechtsstaat zu beschützen vor den Anbränden der Empörten, die sich mit ihrem geklauten Schlachtruf „Wir sind das Volk“ für ermächtigt halten, das alles zu zerschlagen. Ihre destruktive Kraft greift um sich wie ein Nervengift: Was kann man denn überhaupt noch glauben? Lügen sie nicht alle? Haben sie uns nicht verraten und verkauft, die Politiker, die bösen Eliten, die bekanntlich immer die anderen sind? Oder, mit einer pointierten Formulierung des von mir verehrten Politikwissenschaftlers Stephen Holmes: Lassen sie nicht gerade zu, dass sich unsere Identität und Kultur auflösen wie ein weißes Stück Zucker in einem großen braunen Kaffee?

Den alten, tapferen Stéphane Hessel haben wir bewundert für sein „Empört euch“, aber die globale Empörung hat sich seither verselbstständigt wie der Brei im Märchen vom Goldenen Topf. Wer heute nicht empört ist, wer nicht ansatzlos zu toben beginnt schon beim geringsten Widerspruch, wer sich nicht aus dem kleinsten Anlass beleidigt, gekränkt, in seiner Meinungsfreiheit oder in seiner Minderheitenehre angegriffen und daher berechtigt fühlt, mit jedem verfügbaren Untergriff zurückzuschlagen - so einer wird nicht ernst genommen, der wirkt wie

scheintot. Darin sind sich die weltweit aktiven Hass-Poster mit dem amerikanischen Präsidenten einig.

Das digitale Zeitalter, das in Bezug auf seine Verbreitung und Auswirkung erst vor sehr wenigen Jahren richtig eingesetzt hat, ist das Zeitalter der Kommunikationsexplosion. Neben vielen Vorteilen, die digitale Prozesse mit sich bringen - vor allem die Verfügbarkeit einer unvorstellbaren Menge an Informationen - ist bekanntlich auch jedem Besitzer eines Mobiltelefons die Möglichkeit gegeben, sich zu allem und jedem ununterbrochen zu äußern. Eine ungeheure Menge an Menschen steht da theoretisch miteinander im Gespräch. Da sich die Menschheit aber charakterlich nicht so exponentiell verbessert hat wie ihre Prozessoren, hat das die erwartbaren Folgen: Noch nie gab es so viel Lüge, Diffamierung, Denunziation, Manipulation und sprachlich vervielfältigten Hass in der Welt.

Ich wurde gelegentlich schon als Internet-Kritikerin bezeichnet. Auf fadem analogen Weg weise ich das hier, mein Gesicht und meine Stimme, mithin meine Identität offenbarend, zurück: Ich kritisiere nicht „das Internet“, sondern mache nur wie ein Leierkasten darauf aufmerksam, dass wir seine Folgen auf unsere Psyche, auf unsere Wahrnehmung, auf unser Verhalten genausowenig einschätzen können wie die Folgen von neuen Medikamenten oder von Gentechnik in Medizin und Landwirtschaft. Anders als bei Pharmazie und Gentechnik haben wir aber kein Problembewusstsein dafür. Wir wissen, dass Marie Curie an Krebs starb, weil sie nicht wusste, dass die Strahlen, die sie gerade entdeckt hatte, ihn hervorrufen. Wir wissen, dass es etwas später Röntgenkünstler gab, Menschen, die sich selbst und andere auf Jahrmärkten mit den neuen Apparaten durchleuchteten, jeden Tag gegen Geld. Auch sie starben jung. Wir wissen, dass noch viel später Arbeiterinnen in Betrieben, die Wecker herstellten, reihenweise an Zungenkrebs erkrankten, weil sie die neonhaltige Farbe, die die Zeiger in der Nacht zum Leuchten bringt, mit Pinseln auftrugen, die sie aus Präzisionsgründen immer wieder anleckten. Und in Analogie dazu frage ich mich, welche Menschen da gerade erwachsen werden, die heute als Kinder Tobsuchtsanfälle bekommen, weil kein Ladekabel greifbar oder das WLAN am Urlaubsort zu schwach ist. Die gewohnt sind, dass jedes kaputtgegangene Lieblings-Teil sofort mit ein paar Klicks nachbestellt und am nächsten Tag an die Wohnungstür geliefert wird. Die auf nichts mehr verzichten und auf nichts mehr warten können. Und die deshalb das Freuen verlernen.

Ich frage mich, ob die Glutnester von Hysterie und Empörung in der ganzen Welt nicht davon angefacht werden, dass wir uns von allem und jedem direkt betroffen, uns an allem beteiligt fühlen, auch wenn es ganz woanders, keineswegs in unserer Nähe geschieht. Illusionen von Gleichzeitigkeit und Nähe verändern ohne Zweifel unsere Wahrnehmung. Sie haben Einfluss auf unsere Gefühle und Reaktionen. Alles, was anderen passiert, scheint auch uns zu passieren, wir erliegen der Täuschung, auf alles reagieren zu können und vielleicht zu müssen. Wir liken und sharen, die Welt gehört scheinbar uns, zumindest die über Glasfaserkabel erreichbare. Aber hängen nicht umgekehrt auch wir wie Marionetten an diesen Kabeln, wenn eine kleine E-Mail-Aktion aus Nordrhein-Westfalen, die vielleicht noch nicht einmal ein

Shitstorm war, binnen Stunden einen designierten Außenminister kippen kann? Wenn in Italien wegen einer im Netz lancierten Massen-Aufwiegelung Anti-Terroreinheiten ausrücken müssen, obwohl es bloß um die Masernimpfung geht? Eine neue, schockierende Studie belegt, wie exorbitant der Antisemitismus im Netz in den letzten zehn Jahren angeschwollen ist. Sie kommt zu dem Schluss: „Diese Entwicklungen in der virtuellen Welt korrelieren in der realen Welt mit judenfeindlichen Übergriffen, Beleidigungen, Drohungen und Attacken“. Die Süddeutsche Zeitung kommentierte, dass das Netz den „offen schäumenden Hass offenbar zur rhetorisch akzeptierten Umgangsform hat werden lassen.“

Als Schriftstellerin frage ich mich natürlich, was der überall und jederzeit verfügbare sprachliche Austausch auch jenseits der Extremisten mit den Menschen macht. Die Welt ist groß: Wir könnten wochenlang allein die Wüste oder ein Gebirgsmassiv durchqueren. Aber die Welt ist auch Smartphone-klein: Wir könnten dennoch fast jederzeit gezeigt bekommen, was und wo unsere Freunde zu Abend essen. Gibt es überhaupt noch eine unvernetzte, harmlose, private, uneinsehbare Kommunikation? In Dave Eggers' kritischem Zukunftsroman „The Circle“, der technologisch von der Gegenwart inzwischen so gut wie eingeholt ist, hängen sich immer mehr Politiker ein kleines Gerät um, das alle Aktivitäten filmt, aufzeichnet und online stellt. Nur auf der Toilette und beim Sex darf es kurz abgenommen werden. Keine geheimen Absprachen, keine schmutzigen Deals, keine privaten Ausrutscher, nichts mehr - alles ist total transparent, böse Politiker werden demzufolge aus der Welt verschwinden. Im Roman beugen auch solche, die das absolut nicht wollen, schnell den Hals unter das digitale Joch, denn alles andere würde sie verdächtig machen.

Dieses permanente Verdächtig-Sein und Verdächtigt-Werden, die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, noch irgendwo auszuscheren, etwas nicht mitzumachen - das ist ein Hauptmerkmal unserer neuen Zeit.

Die digitale Revolution hat, auf das menschliche Verhalten bezogen, zwei Effekte, die gegensätzlich erscheinen, aber derselben Wurzel entspringen: Die Zustimmung wie die Ablehnung, das Jubeln und das Hassen wurden radikalisiert. Diese Technologie hat den Shitstorm geboren, sie hat Wutausbrüche und Diffamierungskampagnen exponentiell ebenso gesteigert wie die Panik davor. Damit hat sie die Gleichmacherei befördert, das eindimensionale Denken, die Unfähigkeit, Widersprüche, Komplexität und Ambivalenz auch nur auszuhalten. Vom geistigen Erfassen reden wir da gar nicht mehr.

Man kann mir hundertmal entgegenhalten, dass die Digitalisierung den Zugang zu und den Austausch von Informationen maximal erleichtert und damit dem Weltwissen ganz neue Dimensionen eröffnet hat. Das ist alles richtig - und gleichzeitig hat sie aus den Menschen Lemminge gemacht. Die digitale Welt steigert den Wunsch, dazuzugehören, nicht abzuweichen, kein schwarzes Schaf zu sein, als anonymer Wolf im Shitstorm mitzuheulen, aber niemals sein Opfer zu werden. Sie steigert ihn bis ins Unmenschliche. Damit ist das Abgewogene, Ausgeglichenere für den Diskurs verloren, und zwar auch für den analogen. Die Mittellage ist verschwunden.

Und hier schneiden sich die Achsen zur Politik. Der Verlust der Mitte, die Verfestigung der Extreme - sie sind überall. Ich gestehe, dass mich die Rechten bisher wenig interessiert haben. Ihre Welterklärung ist seit jeher so böse wie banal. Es ist so geisttötend einfach, Sündenböcke - die Flüchtlinge, die Politiker, die EU - zu konstruieren, es ist emotional auch tief befriedigend, weil es Sicherheit und eigene Entlastung bringt. Es ist so leicht, nach dem starken Mann, nach der schnellen, harten Lösung zu schreien - Grenzen schließen, America first, aus der EU austreten, Islam raus aus Deutschland - wenn man den Beweis der faktischen Umsetzung nicht antreten muss. Es ist so böswillig wie effektiv, vermeintliche Tabus zu brechen, etwa den Holocaust zu verharmlosen oder die Untaten der Wehrmacht zu verteidigen. Leid tut einem immer ein bisschen, wie gut abgerichtet Medien und andere Politiker über die Stöckchen springen, wie sie „Skandal“ schreien, wo ein gemurmertes „Blödsinn“ auch genügen würde.

In Verbindung mit den neuen technologischen Möglichkeiten jedoch sind Macht und Einfluss der neuen Rechten in einem Ausmaß angeschwollen, das noch vor kurzem unvorstellbar war. „*Flood them with shit*“ wird Steve Bannon zitiert, der sich vorgenommen hat, Vernunft und Glaubwürdigkeit ganz generell und global zu zerstören, sowohl die von Medien als auch die von herkömmlicher Politik. Der Daten- und Meinungsmüll, der uns hysterisch, zynisch und desorientiert werden lässt, begann vielleicht als natürlicher Effekt der Digitalisierung, wird aber inzwischen ganz aktiv von rechts aufgeblasen. Das ist die Propaganda neuen Stils: Sie wird nicht mehr für etwas oder gegen etwas betrieben, sondern in alle Richtungen gleichzeitig. Thomas Assheuer schreibt: „Rechte Medien müssen demokratische Institutionen nicht direkt angreifen, es reicht völlig, wenn sie das politische Leben in Zynismus ertränken und das moralische Immunsystem der Gesellschaft angreifen“. Wir müssen uns fragen, wie weit dieser Prozess bereits vorangeschritten und ob er überhaupt noch umkehrbar ist. Von heute aus wage ich keine Antwort.

Es fällt offenbar immer schwerer zu unterscheiden, wer Probleme wirklich lösen und wer nur mit Geschrei Zustimmung sammeln will. Das gilt ebenso für die privaten Diskussionen, die in letzter Zeit so oft in die Hose gehen oder in Feindschaft enden: Jemand, der sich Gedanken macht, der sich informiert hat, der Argumente gegeneinander abwägt und zur Revision der eigenen prinzipiell fähig ist, und der dann trotzdem zu einem Schluss gelangt, der einem möglicherweise nicht passt - das ist doch etwas kategorisch anderes als diese Leute, die jeden Satz mit „Man wird ja wohl noch sagen dürfen“ beginnen und dann in aggressivem Tonfall Schuldzuweisungen abspulen.

Wer sagt, dass in der Flüchtlingskrise vieles gefährlich falsch gelaufen ist, ist noch lange kein AfD-Wähler. Wer davon überzeugt ist, dass man jeden einzelnen Menschen aus dem Meer retten muss, ungeachtet, wohin er danach gehen kann, ist deshalb noch kein weltfremder Spinner, der die eigene Kultur gering schätzt. So zusammengefasst, klingt das banal und selbstverständlich. Doch die

Selbstverständlichkeiten sind abhanden gekommen. Auf allen Seiten regiert argumentativ nur noch der Vorschlaghammer.

Auf allen Seiten: Das ist für mich die schmerzhafteste Veränderung der neuen Zeit, in der wir plötzlich aufgewacht sind - die eigenen Leute, das eigene Lager, die Liberalen, an ihrer Spitze die ganz Jungen, verlieren ihre Liberalität, die Offenheit und Neugier und vor allem den Humor, den wir den Rechten früher voraus hatten. Sie geben das alles auf zugunsten von Forderungen nach literarischer Säuberung, von Denk- und Redeverböten, die aus falsch verstandener, aus auf die Spitze getriebener Rücksichtnahme entstanden sind. Es ist der altbekannte Unterschied zwischen Arznei und Gift - es kommt auf die Dosierung an. Und diese ist völlig entglitten: Die Diskussionen etwa über Diversität seien „tugendbesoffen“ - so nannte es die englische Schriftstellerin Lionel Shriver in ihrer vielbeachteten, vielgehassten Spectator-Kolumne.

Manches klingt wie Satire - Freundschaften, die über der Frage des Gender-Is zerbrechen oder ein Shitstorm, der über einem Thriller niederging, weil darin einem Hund die Pfote abgeschnitten wurde. Es handelte sich dabei keineswegs um ein Splattermovie (von dem ein Überbesorgter im äußersten Fall befürchten könnte, dass er zur Nachahmung anregt), sondern um ein Buch, einen fiktionalen Text, in dem, wie in Thrillern üblich, auch Menschen ermordet wurden - wegen deren Schicksal übrigens niemand protestiert hat.

Anderes ist aber viel ernster: Verdiente Wissenschaftler, die als Nazis, Lyriker, die als Sexisten, Sprachforscher, die wegen ihrer wissenschaftlichen Beschäftigung mit Ressentiment und Vorurteil als *Vorurteilsverbreiter* diffamiert werden - in den meisten Fällen losgetreten von Studenten, also von jungen Menschen, die intelligent, gut ausgebildet, vernetzt und kreativ in ihren Protestformen sind, aber offenbar unfähig, ihre eigene militante Intoleranz zu erkennen.

Der große englische Schriftsteller Ian McEwan ist, wie er in einem Interview erzählte, kürzlich Opfer „eines Twittersturms von frenetischen und beleidigenden Ausmaßen“ geworden. Der Anlass war eine Bemerkung über Harvey Weinstein. McEwan hatte gesagt, er halte ihn für ein moralisches Monster, aber ob er wirklich ein Vergewaltiger sei - da wolle er erst den Prozess abwarten. In diesem Interview fragte er nun in aller gebotenen Kürze und Schärfe: „Was wollen diese Leute? Jemanden ohne Gerichtsverhandlung ins Gefängnis schicken?“

Nein, ich werde das, was ich meine, nicht „Politische Korrektheit“ nennen, auch nicht „falsch verstandene Politische Korrektheit“, weil ich nicht dazu beitragen will, dass eine positive Idee zum Kampfbegriff umgewertet wird. Das ist zugegeben ein lächerlicher, hilfloser Akt des Widerstands, aber auf ihm beharre ich, eben, weil ich weiterhin an die Kraft des kleinen Schrittes glauben möchte.

Zur Erinnerung: als „politische Korrektheit“ wurde ursprünglich eine Art sprachlicher Inklusion bezeichnet, das Bemühen, sensibler mit Begriffen umzugehen, sie auf ihre versteckten Ressentiments, auf ihre verletzenden Potentiale abzuklopfen und sie gegebenenfalls durch neue, neutrale zu ersetzen. In meiner Jugend war es normal, „taubstumm“ statt „gehörlos“, „mongoloid“ statt „Down-Syndrom“, „Warmer“ statt „Homosexueller“ und „Zigeuner“ statt „Roma

und/oder Sinti“ zu sagen. Diesen Zeiten muss niemand nachtrauern, denn der abwertende Charakter tritt in den meisten der inkriminierten Wörter zutage. Nicht in allen, zugegeben. Aber wie wir wissen, verändern sich die Schwingungen, die Auren von Wörtern mit der Zeit oder bloß durch die Umgebung, in der sie ausgesprochen werden. „Schwul“ und „Jude“ sind heute allgemein keine Schimpfwörter mehr, auf Schulhöfen aber leider noch sehr wohl. In den Ohren sehr alter Menschen klingen beide immer noch heikel, als schiere Wörter, nicht wegen dem, was sie bezeichnen. Und natürlich mag es etliche, alte wie junge, geben, für die es Schimpfwörter sind und bleiben.

Wer vor dreißig Jahren ausdrücken wollte, dass andere etwas über die Maßen intensiv, bis zu einer ungesunden Erschöpfung getan hatten, der benutzte die Wendung „bis zur Vergasung“. Auch „durch den Rost“ ist damals noch vieles sprachlich gefallen, offenbar ohne dass man die infame Nähe zu Gaskammern und Verbrennungsöfen bedacht hätte. Das war jedenfalls in Österreich noch bis in die 80er Jahre problemlos möglich.

Trotzdem: „political correctness“ begann ursprünglich als sprachlicher Knigge, als Empfehlung, nicht als Vorschrift. Schon als Kind lernt man, wie man sich benehmen sollte, doch entscheidet man später selbst, wie viel man davon umsetzt. Auch das ist Freiheit. Einer, der heute noch, wie in vergangenen Jahrhunderten oder auf anderen Kontinenten üblich, alle paar Minuten auf den Boden spuckt, rülpst oder geräuschvoll den Naseninhalt hochzieht, wird soziale Einschränkungen hinnehmen müssen. Denn die Wahlfreiheit gilt für beide Seiten. Wahrscheinlich wird ihn also so schnell niemand mehr einladen, vielleicht aber scharen sich ja, analog zur Politik, andere Rotzhochzieher um ihn, die dieses Verhalten herrlich ursprünglich und entlastend finden. Das ist die eine, die private Ebene. Die aber wiederum nichts damit zu tun hat, ob man so einen Rüpel in einem Film, Theaterstück oder Buch darstellen möchte oder darf.

Diese Unterscheidungen - zwischen Damals und Heute, zwischen privat und öffentlich, zwischen Kunst und Politik, zwischen ernstgemeint und satirisch, zwischen Ratschlag und Verbot - sie alle sind weggeschwemmt worden im Tsunami der Vereinfachungen. Daumen rauf, Daumen runter, like or dislike, erlaubt oder verboten, bejubelt oder verfemt. Das macht all das Verwirrende einfacher, aber es macht eine vormals liberale Gesellschaft deutlich enger und inquisitorischer.

Ich möchte dazu aus einem Text zitieren, den ich Ihnen allen ans Herz lege. Sie haben ja Ihre kleinen Geräte - wenn auch noch nicht um den Hals - dabei, notieren Sie also bitte zur weiteren Lektüre den Aufsatz der Schriftstellerin Tina Uebel mit dem Titel „Der große Verlust“. Sie finden ihn online:

Ich sitze mit einem Lektor und zwei Übersetzern an einem Kneipentisch, die Übersetzer erzählen von der Arbeit an einem Roman aus den Fünfziger Jahren, in dem von 'negroes' die Rede ist; ich argumentiere arglos, man müsse das historisch korrekt mit 'Neger' übersetzen, als mich der Lektor anfaucht, ich solle in diesem unserem Gespräch nicht 'Neger', sondern 'das N-Wort' sagen (...) Wie sollen wir miteinander reden - und Rassismus diagnostizieren! -, wenn sich die Ansicht durchsetzt, nicht Kontext und Intention bestimmen die Bedeutung eines Wortes, sondern die schlichte Abfolge von Vokalen und Konsonanten?

Jemanden einen 'Halbneger' zu nennen, ist eine Ganzbeleidigung. Über die Wandlung des Wortes 'Neger' zu sprechen ist Kommunikation. Auf der Bezeichnung 'Negerkuss' zu bestehen ist böswillig und empathielos. Das Siebziger-Jahre-Kinderspielzeug 'Negerpuppe' als '80 Zentimeter Rassismus' zu bezeichnen, wie es Sarah Kuttner in einem Roman tat, worauf jemand bei ihrer Lesung die Polizei rief, ist Antirassismus. Ein Buch 'Singen können die alle! Handbuch für Negerfreunde' zu betiteln, ist Satire. Der schwarze Comedian Marius Jung hat natürlich trotzdem den Rassismus-Antipreis des Student_innenRats der Universität Leipzig kassiert.

Tina Uebel führt in ihrem Essay viele fast schwindelerregende Beispiele für die neuen Sprech- und Schreibverbote an. Ein Buch über die aussterbende Inuit-Kultur erntete Hass nur aufgrund seines Titels „Heute gehen wir Wale fangen“. Uebel selbst, die seit vielen Jahren als Reisejournalistin tätig ist, musste in einer Kolumbien-Reportage eine Passage über Hahnenkämpfe streichen, als Vorsichtsmaßnahme gegen die allgegenwärtige Bedrohung Shitstorm. Diese und andere Passagen müssen weg, weil, und das ist jetzt wieder Tina Uebels luzide Formulierung, wir offenbar „von anderen Kulturen nur noch ein Zerrbild haben sollen, das unseren kulturellen Präferenzen entspricht“.

Diese Verirrungen sind schon lange keine Political Correctness mehr, sondern „Pseudokorrekte Inquisition“, wie ich es bei mir nenne - Abkürzung PSI, in Anlehnung an weit harmlosere esoterische Lehren aus den 80er Jahren.

Ja, ich bin davon überzeugt, dass die Freiheit der Kunst heute kleiner ist als noch vor wenigen Jahren. Das ist eine Entwicklung, die mich bestürzt und alarmiert. Von 1989 aus, dem großen Aufbruch in Zeiten des seligen Prä-Digitalien, war sie keineswegs vorauszusehen. Doch heute wäre es so gut wie undenkbar, dass Nabokovs „Lolita“ veröffentlicht werden könnte, das eines der großartigsten Kunstwerke der Literatur ist, obwohl und weil es um einen detailliert beschriebenen Kindesmißbrauch geht. Die Meisterschaft des Romans liegt ja nicht in expliziten Schilderungen - solche gibt es nicht -, sondern in den unheimlich präzisen Charakterstudien aller Beteiligten. „Lolita“ hatte 1955 schon erhebliche Schwierigkeiten, gedruckt zu werden. Heute bekäme Nabokov mindestens Morddrohungen.

Und als ich letztens Wolfgang Herrndorfs dunkelschwarzen Thriller „Sand“ wieder las, zuckte ich bei den boshaften Gedanken der Romanfigur Lundgren über die Araber zusammen. Beim ersten Mal hatte ich laut gelacht - nicht über die Araber, sondern über den ressentimentgeladenen Lundgren, der dann auch sehr trotteltstirbt. „Dass die Meinung eines Protagonisten eine andere oder sogar gegenteilige als die des Verfassers sein kann, ist erfahrungsgemäß kaum noch vermittelbar“, schreibt Tina Uebel.

Ebenso wenig vermittelbar ist inzwischen den Unterschied zwischen einem Schauspieler, der des sexuellen Mißbrauchs beschuldigt wird, und dem Film, in dem jener Schauspieler mitgespielt hat - beides, der Mensch und der Film, an dem ja auch viele andere mitgewirkt haben, werden heute gleichermaßen kollektiv abgeurteilt und das alles, siehe Ian McEwans Erfahrung, meist lange vor jedem Prozess. Nicht mehr vermittelbar ist der Unterschied zwischen Gedichtzeilen, in

denen das Wort „Bewunderer“ in der Nähe des Wortes „Frauen“ vorkommt, zwischen Gemälden, auf denen leichtbekleidete junge Mädchen zu sehen sind und, auf der kategorial anderen Seite, Männern, die mit roher Gewalt andere, Frauen oder Männer vergewaltigen - alles, vom Gedicht zum Bild zum missglückten Kompliment zum Grapschen zur Vergewaltigung wird heute saloppst einem einzigen HashTag zugeordnet - nämlich dem inzwischen selbst fast unrettbar missbrauchten #MeToo. Auch hier wurde dank überschießender Hysterie eine wichtige Diskussion immens beschädigt. Und die Zeiträume, in denen diese Stadien durchlaufen werden, werden immer kürzer.

Das alles sage ich ungeachtet der Gefahr, Applaus von der falschen Seite zu bekommen. Von der falschen Seite habe ich vorhin gesprochen: Sie interessiert mich inhaltlich wie intellektuell wenig. Sie kommt auf einem kurzen, schamlosen, von Holzhammern gesäumten Weg zu jener schwarz-weißen Welt, zu der die pseudokorrekten Inquisitoren auf einem langen Weg des Nachdenkens und dabei tief in die Irre-Gehens gekommen sind. Ergebnis ist aber dasselbe Schwarz-Weiß.

Also wird vor allem diese Regel heute wichtiger als je zuvor: Was man für richtig hält, was man in Ruhe begründen kann, muss man sagen, egal, wer applaudiert, wer protestiert, egal, ob es einen Shitstorm gibt.

Sagen soll man es, nicht schreien.

Schreiben soll man es, nicht twittern.

Die falschen Seiten auf allen Seiten picken sich ohnehin nur die Zitate heraus, die ihnen auf die jeweiligen Mühlen passen. Das vorhin erwähnte Abwägen, das sich Informieren und das seriöse Bemühen, Problemstellungen in ihrer Komplexität zu erfassen, wird in absehbarer Zeit ohnehin nicht durchdringen. Hier stoßen wir am Ende wieder auf den Anfang, auf das mit einem Mal so uralte wirkende Zitat von Max Frisch, der wirklich nichts dafür kann. Wir stellen fest: Applaus und Protest sind inzwischen oft gleichermaßen schaurig. Keins von beiden ist erstrebenswert, beides ist verdächtig. Und das verführt zum Schweigen, dazu, keine längeren Texte mehr zu schreiben, sich der Twitter-Länge zu ergeben und auf die schöne neue Welt zu warten, in der das Hässliche und Böse angeblich schon verhindert werden, bevor man es noch denken, bevor man es noch tun, aber ganz bestimmt, bevor man es diskutieren, beschreiben, malen oder filmen kann. Während die anderen umso lauter hetzen und schreien und alle Übereinkünfte brechen und mit einem neuen, alten grausamen Vergnügen alles beschimpfen, was ihnen nicht die Stiefel leckt.

Aber genau deshalb ist Schweigen eben keine Alternative. So weit, dass wir aus Angst verstummen, so weit sind wir noch nicht.